



1924-09-14

Drei neue Bücher

Lilly Klaudy

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240914&seite=27&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Klaudy, Lilly, "Drei neue Bücher" (1924). *Essays*. 508.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/508

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Drei neue Bücher.

Von Lilly Klaudy.

Jede Epoche hat ihr eigenes Gepräge, ihre bestimmte Richtung, ihre besonderen Neigungen. Charakteristisch für unsere Epoche ist, daß sie ihre Phantasie aus Strömen speist, die sich in durchaus entgegengesetzter Richtung bewegen. Das Bedürfnis nach Handlung, Spannung, Sensation, Betriebsamkeit prädominiert, doch macht sich ein unverkennbares Verlangen nach Abkehr von der Rauheit und Roheit der herrschenden Lebensformen bemerkbar, ein Sichflüchten vom Boden der Tatsächlichkeit hinweg in eine reinere, tröstliche Sphäre, ein sehnsüchtiges Spähen hinter Rätselschleier, ein Schweifen in die geheimnisvolle Ferne noch unerforschter Geisteswelten.

Unberührt von diesen widerstreitenden Tendenzen, nur hinüberleitend zu den Anschauungen jener Gläubigkeit, die in jedem Erdenleben bloß ein vorübergehende Trennung von der wahren Heimat sieht, bewegt der Roman „Heimat“ von Karl Bienenstein (Verlag Grethlein & Co., Leipzig-Zürich) sich sein und still auf den Wegen alltäglichen Geschehens, die ein dichterisches Schauen und Erfassen mit warmen Licht und freundlichen Blüten überstreut. In seinen Seiten rauschen Felder auf, prangen Aecker, es duftet nach Sommer und Fruchtbarkeit. Auch das unheilvolle Brausen des Weltkrieges dringt herein, zwar nur von fern, doch schon der bloße Rückprall des grausigen Ereignisses wirkt in der engen Welt, die uns der Autor zeigt, erschütternd und zerstörend. Der Untertitel des Romans nennt diesen ein Frauenbuch. Wohl deshalb, weil Ausgangs- und Mittelpunkt der Handlung ein Frauenschicksal bildet – das Leben einer Frau, deren Seele irrend und sehnsüchtig die Heimat sucht. Was aber ist die Heimat? Der Ort, wo sich das Vaterhaus erhebt? Der Boden, den unsere ersten Schritte streiften? Der Schauplatz junger Freuden, frühen Leids?

Dora Hochsinner, die Heldin der Geschichte, glaubt daran. Aus der Stadt, die ihren Geist gebildet, ihren Sinn verfeinert hat, flüchtet sie heim, aufs Land. Dort, wo die Wälder ihrer Kindheit rauschen, wo Erinnerung um jedes Ding tiefleuchtende Verklärung webt, wo ihre Toten nicht fremd und starr unter dem Rasen schlafen, sondern im altgewohnten Rahmen fortzuleben scheinen, ist sie zu Hause, nur dort kann ihre Sehnsucht Frieden, ihre Heimatslosigkeit Erlösung finden. Glocken klingen der Heimkehrenden entgegen. Totenglocken. Der Jugendfreund begräbt sein junges Weib. Zwei Kinder bleiben mutterlos zurück. Das junge Mädchen nimmt sich der Verwaisten an. Ihre Liebe zu den Kleinen rührt an ein anderes Herz. Dem Herrn vom Breitwieserhof gehen Sinn und Erkenntnis auf. Er ist noch jung, ist stattlich, hat mir Dora, der Arztestochter, gespielt, als sie beide noch Kinder waren. Nun ist er einsam. Etwas Mütterlich-zärtliches regt sich in des Mädchens Seele. Der ernste, aufrechte, junge Mensch, der der Gefährte ihrer Kindheit war, der tiefer, fester noch als sie im Heimatboden wurzelt – durch seine schüchtern verhaltene Zuneigung beginnt er sie zu rühren. Liebessehnsucht, die Stimme der Natur, erwacht in ihr. Und da Franz Breitwieser sie fragt, ob sie die Mutter seiner verwaisten Kinder werden will, sagt sie ja.

Aber – natürlich hat die Sache ihr sehr beachtenswertes Aber – „er ist im Grunde doch ein Bauer“, gibt der Onkel Professor zu bedenken. Dora jedoch läßt diesen Einwand nicht gelten. Eben das Erdverwurzelte seines Wesens, in dem sich ihr die in sich selbst ruhende Heimat zu personifizieren scheint, hat sie, die Heimatsuchende, bezwungen. . . . So wird die feinsinnige Städterin Bäuerin auf dem Breitwieser-Hof.

Jahre gehen hin. Die Erde steht in Flammen. Auch Franz Breitwieser hat einrücken müssen. Seine Frau verwaltet unterdessen gewissenhaft seinen Besitz. Sie hat im Hause ihres Mannes wohl ein Heim, für ihre Seele aber die Heimat nicht gefunden. Sie ist einsamer geworden, als sie es vordem war. Die Worte ihres Onkels klingen ihr bisweilen im Herzen nach. „Täusche dich nicht, mein liebes Kind, die einzige und wahre Heimat für den Menschen ist ein gleichgestimmtes Herz. Ob du es finden wirst . . . ?“ In ihrem Mann hat sie es nicht gefunden. Aber ein anderer tritt ihr in den Weg. Einer, den der Krieg von seinem Posten gerissen und als Barackenkommandanten nach dem stillen Brunnkirchen verschlagen hat. Einer, der ihr ihre Geschichte von der Stirn gelesen hat, der sie versteht, ohne daß sie zu sprechen braucht. Einer der ihr sagt: Heimat ist nicht das Stück Land, auf dem wir zufällig geboren wurden oder das uns sonst durch irgend etwas festhält, wo wir vielleicht unseren Beruf ausüben und gesetzlich verbrieftes Heimatsrecht haben. Heimat ist ein viel höherer, ein geistiger Begriff. Sie ist dort, wo unsere Seele ist, wo wir uns ganz hingeben können, wo sich unsre Sehnsucht restlos erfüllt. Und nun beginnt in der Frau der Kampf, dem die durch Jahre seelischer Entbehrung müde Gewordene sich nicht mehr gewachsen erweist. Ein Nervenfieber, das sie sich bei der Pflege eines gefangenen Russen zuzieht, setzt allen Zweifeln ein jähes Ziel, läßt die zeitlebens Suchende endlich zur Ruhe kommen. Priesterlich legt der Onkel Professor der Toten die Hände ineinander: „Nun hat sie heimgefunden.“

Es ist ein anspruchsloses Buch, ohne viel äußerliches Geschehen, ein feines Erzählen von den Wunderlichkeiten der Menschenseele, von Sehnsucht und Verzichten. Ein Buch, durch das wirkliche Menschen gehen. Für stille Stunden ein guter Kamerad.

.....
„Vaterhaus.“ Roman von Otto Pietsch. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin. Eine zweite Variation über dasselbe Thema, fühlt man sich angesichts des Buchtitels zu denken versucht. Rät aber mit dieser Annahme weit daneben. Um andere Werte geht es da, um andere Ziele. Von Menschen wird erzählt, die in der kümmerlichen Enge der Zinskasernen, welche wie Kerker sind, ihr Leben verbringen, ohne Freude, ohne Schönheit, ohne das Recht auf ein Daheim in höherem Sinn. Strebt einer von ihnen vorwärts, aufwärts, hinaus aus dem zwängenden Kreis, in den er hineingeboren wurde, dann heftet sich der Haß der anderen an seine Ferse, dann zerren Neid und Mißgunst so lang an ihm, bis Hoffnungslosigkeit dem Aufwärtstrebenden den Sinn verwirrt, bis daß er strauchelt und – fällt. In Hermann Werner wird ein Typus vorgeführt. Der Idealist aus der Armenleutewohnung, dessen Lebensweg erst durch die Sträflingszelte in wirkliche Freiheit führt. In ihm erscheint die Sehnsucht Tausender verkörpert, der Hunger Tausender nach Luft, Sauberkeit und Raum für den Atem der Seele. Mit schönem Eifer setzt sich der Autor für das unantastbarste aller Rechte ein, das Recht des Menschen auf ein Vaterhaus. Und verweist auf den Siedlungsgedanken als auf die erste und notwendigste Maßregel zur Erlösung und Läuterung der Massen. Von warmer Empfindung diktiert, belebt durch die eindrucksvolle Plastik seiner Figuren, wirkt dieses Buch wie ein beredtes Plaidoyer, dessen eindringlicher Mahnung man sich unmöglich verschließen kann.
.....

„Die kleine Magd“ von Kurt Kuchler, Verlag Grethlein & Co. In Leipzig. Ein weiter Sprung aus nüchterner Wirklichkeit in die Legenwelt – oder zum mindesten in eine Sphäre, wo Lebensmögliches und Traumgefühltes sich wundersam verquicken. Wie Holzschnittfiguren zeichnen die Gestalten dieses Buches sich gegen die in knappen Strichen hingemalte Deichlandschaft, kraftvoll, markig, düster und doch auch wieder rührend und naiv – richtige Legendenfiguren. Da ist der Lehrer Perr, der über dem Schmerz um sein zerstörtes Eheleben zum haltlosen Säufer geworden ist wird, mit der Bürde seiner

Schuld und seines Elends beladen, nächstens in die Marsch hinausfliegt. Und der dort Ewe findet, die Rätselhafte, Wunderbare, die Magd, die um der Liebe willen ihm folgt und liebend wieder aufbauen hilft, was Haß und Mißverstehen zwischen ihm und seiner Frau zertrümmert. Wer ist Ewe? Schwer sagen. Irdische und himmlische Liebe in einer Person, halb Traumgestalt, halb Wirklichkeit, halb Leben und halb Symbol. Wie ein Stern leuchtet sie auf im Kreise derer, denen sie sich opfermutig schenkt, und wie ein Stern erlischt sie, da ihr Werk vollendet ist. . . . Geist und Poesie der Bibel wehen durch dieses Buch. Und wenn der Lehrer Perr zu der Erzählung Ewes, von ihrem Sein und Streben benommen, sagt: „Traum . . . eine Sage . . . ein Märchen . . . unbegreiflich . . . und dennoch wirklich und war!“ so kennzeichnet er damit, ohne es zu wollen, das ganze Werk.

Drei neue Bücher.

Von **Willy Klauhn.**

Jede Epoche hat ihr eigenes Gepräge, ihre bestimmte Richtung, ihre besonderen Neigungen. Charakteristisch für unsere Epoche ist, daß sie ihre Phantasie aus Strömen speist, die sich in durchaus entgegengesetzter Richtung bewegen. Das Bedürfnis nach Handlung, Spannung, Sensation, Betriebsamkeit prädominiert, doch macht sich ein unverkennbares Verlangen nach Abkehr von der Rauheit und Roheit der herrschenden Lebensformen bemerkbar, ein Sichflüchten vom Boden der Tatsächlichkeit hinweg in eine reinere, tröstliche Sphäre, ein jehnsüchtiges Spahen hinter Rätselschleier, ein Schweifen in die geheimnisvolle Ferne noch unerforschter Himmelswelten.

Unberührt von diesen widerstreitenden Tendenzen, nur hinüberleitend zu den Anschauungen jener Gläubigkeit, die in jedem Erdenleben bloß eine vorübergehende Trennung von der wahren Heimat sieht, bewegt der Roman „**H e i m a t**“

von Karl Bienenstein (Verlag Grethlein & Co., Leipzig-Zürich) sich fein und still auf den Wegen alltäglichen Geschehens, die ein dichterisches Schauen und Erfassen mit warmem Licht und freundlichen Blüten überstreut. In seinen Seiten rauschen Felder auf, prangen Aecker, es duftet nach Sommer und Fruchtbarkeit. Auch das unheilvolle Brausen des Weltkrieges dringt herein, zwar nur von fern, doch schon der bloße Rückprall des grausigen Ereignisses wirkt in der engen Welt, die uns der Autor zeigt, erschütternd und zerstörend. Der Untertitel des Romans nennt diesen ein Frauenbuch. Wohl deshalb, weil Ausgangs- und Mittelpunkt der Handlung ein Frauenschicksal bildet — das Leben einer Frau, deren Seele irrend und sehnsüchtig die Heimat sucht. Was aber ist die Heimat? Der Ort, wo sich das Vaterhaus erhebt? Der Boden, den unsere ersten Schritte streiften? Der Schauplatz junger Freuden, frühen Leids?

Dora Hochsinner, die Heldin der Geschichte, glaubt daran. Aus der Stadt, die ihren Geist gebildet, ihren Sinn verfeinert hat, flüchtet sie heim, aufs Land. Dort, wo die Wälder ihrer Kindheit rauschen, wo Erinnerung um jedes Ding tiefleuchtende Verklärung webt, wo ihre Toten nicht fremd und starr unter dem Rasen schlafen, sondern im allgewohnten Rahmen fortzuleben scheinen, ist sie zu Hause, nur dort kann ihre Sehnsucht Frieden, ihre Heimatlosigkeit Erlösung finden. Glocken klingen der Heimkehrenden entgegen. Totenglocken. Der Jugendfreund begräbt sein junges Weib. Zwei Kinder bleiben mütterlos zurück. Das junge Mädchen nimmt sich der Verwaisten an. Ihre Liebe zu den Kleinen rührt an ein anderes Herz. Dem Herrn vom Breitwieserhof gehen Sinn und Erkenntnis auf. Er ist noch jung, ist stattlich, hat mit Dora, der Arztestochter, gespielt, als sie beide noch Kinder waren. Nun ist er einsam. Etwas Mütterlichzärtliches regt sich in des Mädchens Seele. Der ernste, aufrechte, junge Mensch, der der Gefährte ihrer Kindheit war, der tiefer, fester noch als sie im Heimatboden wurzelt — durch seine schüchtern verhaltene Zuneigung beginnt es sie zu rühren. Liebesehnsucht, die Stimme der

Natur, erwacht in ihr. Und da Franz Breitwieser sie fragt, ob sie die Mutter seiner verwaisten Kinder werden will, sagt sie ja.

Aber — natürlich hat die Sache ihr sehr beachtenswerthes Aber — „er ist im Grunde doch ein Bauer“, gibt der Onkel Professor zu bedenken. Dora jedoch läßt diesen Einwand nicht gelten. Eben das Erdverwurzelte seines Wesens, in dem sich ihr die in sich selbst ruhende Heimat zu personifizieren scheint, hat sie, die Heimatsuchende, bezwungen. . . . So wird die feinsinnige Städterin Bäuerin auf dem Breitwieser-Hof.

Jahre gehen hin. Die Erde steht in Flammen. Auch Franz Breitwieser hat eintreten müssen. Seine Frau verwaltet unterdessen gewissenhaft seinen Besitz. Sie hat im Hause ihres Mannes wohl ein Heim, für ihre Seele aber die Heimat nicht gefunden. Sie ist einsamer geworden, als sie es vordem war. Die Worte ihres Onkels klingen ihr bisweilen im Herzen nach. „Täusche dich nicht, mein liebes Kind, die einzige und wahre Heimat für den Menschen ist ein gleichgestimmtes Herz. Ob du es finden wirst . . . ?“ In ihrem Mann hat sie es nicht gefunden. Aber ein anderer tritt ihr in den Weg. Einer, den der Krieg von seinem Posten gerissen und als Barackenkommandanten nach dem stillen Brunnkirchen ver schlagen hat. Einer, der ihr ihre Geschichte von der Stirn gelesen hat, der sie versteht, ohne daß sie zu sprechen braucht. Einer, der ihr sagt: Heimat ist nicht das Stück Land, auf dem wir zufällig geboren wurden oder das uns sonst durch irgend etwas festhält, wo wir vielleicht unseren Beruf ausüben und gesetzlich verbrieftes Heimatsrecht haben. Heimat ist ein viel höherer, ein geistiger Begriff. Sie ist dort, wo unsere Seele ist, wo wir uns ganz hingeben können, wo sich unsere Sehnsucht restlos erfüllt. Und nun beginnt in der Frau der Kampf zwischen Pflichtgefühl und Glücksverlangen — ein Kampf, dem die durch Jahre seelischer Entbehrung müde Gewordene sich nicht mehr gewachsen erweist. Ein Nervenfieber, das sie sich bei der Pflege eines geangenen Russen zuzieht, setzt allen Zweifeln ein jähes Ziel, läßt die zeitlebens Suchende endlich zur Ruhe kommen. Priesterlich

legt der Onkel Professor der Toten die Hände ineinander:
„Nun hat sie heimgefunden.“

Es ist ein anspruchsloses Buch, ohne viel äußerliches
Geschehen, ein feines Erzählen von den Wunderlichkeiten der
Menschenseele, von Sehnsucht und Verzicht. Ein Buch, durch
das wirkliche Menschen gehen. Für stille Stunden ein guter
Kamerad.

„Waterhaus.“ Roman von Otto Pietich. F. G.
Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin. Eine zweite
Variation über dasselbe Thema, fühlt man sich angesichts
des Buchtitels zu denken versucht. Rät aber mit dieser
Annahme weit daneben. Um andere Werte geht es da, um
andere Ziele. Von Menschen wird erzählt, die in der
kümmerlichen Enge der Zinskasernen, welche wie Kerker
sind, ihr Leben verbringen, ohne Freude, ohne Schönheit,
ohne das Recht auf ein Daheim in höherem Sinn. Strebt
einer von ihnen vorwärts, aufwärts, hinaus aus dem
zwängenden Kreis, in den er hineingeboren wurde, dann
bestet sich der Haß der anderen an seine Ferse, dann zerren
Neid und Mißgunst so lang an ihm, bis Hoffnungslosigkeit
dem Aufwärtstrebenden den Sinn verwirrt, bis daß er
strauchelt und — fällt. In Hermann Werner wird ein
Typus vorgeführt. Der Idealist aus der Armenleutenwohnung,
dessen Lebensweg erst durch die Sträflingszelle in
wirkliche Freiheit führt. In ihm erscheint die Sehnsucht
Tausender verkörpert, der Hunger Tausender nach Luft,
Sauberekeit und Raum für den Atem der Seele. Mit schönem
Eifer setzt sich der Autor für das unantastbarste aller Rechte
ein, das Recht des Menschen auf ein Waterhaus. Und ver-
weist auf den Siedlungsgedanken als auf die erste und
notwendigste Maßregel zur Erlösung und Läuterung der
Massen. Von warmer Empfindung diktiert, belebt durch
die eindrucksvolle Plastik seiner Figuren, wirkt dieses Buch
wie ein beredtes Plaidoyer, dessen eindringlicher Mahnung
man sich unmöglich verschließen kann.

„Die kleine Magd“ von Kurt Kähler, Verlag
Brethlein & Co. in Leipzig. Ein weiter Sprung aus
nüchternen Wirklichkeit in die Legendenwelt — oder zum
mindesten in eine Sphäre, wo Lebensmögliches und Traums-
gefühltes sich wunderbar verquicken. Wie Holzschnittfiguren
zeichnen die Gestalten dieses Buches sich gegen die in knappen
Strichen hingemalte Deichlandschaft, kraftvoll, markig,
düster und doch auch wieder rührend und naiv —
richtige Legendenfiguren. Da ist der Lehrer Bett, der
über dem Schmerz um sein zerstörtes Eheleben zum
haltlosen Säufer geworden ist und, mit der Bürde
seiner Schuld und seines Glucks beladen, nächstens in die
Marisch hinausflieht. Und der dort Erwe findet, die Rätfel-
hafte, Wunderbare, die Magd, die um der Liebe willen ihm
folgt und liebend wieder aufbauen hilft, was Haß und
Mißverstehen zwischen ihm und seiner Frau zertrümmert.
Wer ist Erwe? Schwer zu sagen. Jüdische und himmlische

Liebe in einer Person, halb Traumgestalt, halb Wirklichkeit, halb Leben und halb Symbol. Wie ein Stern leuchtet sie auf im Kreise derer, denen sie sich opfermutig schenkt, und wie ein Stern erlischt sie, da ihr Werk vollendet ist. . . . Geist und Poesie der Bibel wehen durch dieses Buch. Und wenn der Lehrer Petz zu der Erzählung Ewes, von ihrem Sein und Streben benommen, jagt: „Traum . . . eine Sage . . . ein Märchen . . . unbegreiflich . . . und dennoch wirklich und war!“ so kennzeichnet er damit, ohne es zu wollen, das ganze Werk.
